

Beerdigung ohne ihn würde durchstehen müssen, als ich ihn plötzlich doch entdeckte. Er war nicht leicht zu erkennen: eine einsame Gestalt, die an einer Platane lehnte und aus der Entfernung zusah, wie Iris in ihre letzte Ruhestätte hinabgelassen wurde.

Als die Trauergäste sich langsam zerstreuten, trat ich auf ihn zu, und sein Gesicht erhellte sich dankbar. Von seiner jugendlichen Fröhlichkeit war nichts mehr da, doch aus seinen Augen blitzte immer noch die vertraute Mischung aus Scharfsinn und Empfindsamkeit. Aber während wir uns unterhielten, wirkte er gehetzt, als fühlte er sich verfolgt. Er sprach immerzu von »dem Tagebuch« und wie wichtig es sei, dass es nicht »in die falschen Hände« gerate. Da wurde mir klar, dass Iris ihn eingeweiht hatte, bevor sie mich ins Hospiz

gerufen hatte, zwei Wochen bevor ihr Körper vor dem Krebs kapitulierte.

Iris' Ruf erreichte mich Ende Juni 2035 und riss mich aus meiner zwei Jahrzehnte währenden Isolation. Das letzte Mal hatte ich Costa und sie im August 2015 gesehen, bei meinem letzten Aufenthalt in Brighton, als sich mein Leben wegen einer anderen Sache in Auflösung befand. Sobald ich das Zimmer in dem Hospiz betreten hatte, versuchte Iris mühsam, sich aufzurichten, fest entschlossen, all ihre schwindende Energie zusammenzunehmen, um mich zu empfangen. Ohne Vorrede zeigte sie auf ein Tagebuch, das auf ihrem Nachttisch lag, und bedeutete mir, ich solle es nehmen. »Dazu gibt es eine Anweisung und eine Verfügung«, flüsterte sie.

Die Anweisung war eindeutig. Ich sollte

mich auf die »Botschaften« in dem Tagebuch konzentrieren und sie verwenden, »um den Menschen die Augen für Möglichkeiten zu öffnen, die sie sich allein nicht vorstellen können«. Und die Verfügung bestand darin, dass ich ihr versprechen musste, nichts von den »technischen Details« preiszugeben. »Zu gegebener Zeit wirst du erfahren, was ich meine«, flüsterte sie. Bemüht, die Atmosphäre aufzulockern, sagte sie mir in ihrer typisch direkten und herrischen Art: »Fang an, sobald ich tot und begraben bin.« Weil ich sie nicht weiter anstrengen wollte, ergriff ich ihre Hand und gab ihr das verlangte Versprechen.

Damals wusste ich nicht, dass »zu gegebener Zeit« hieß, dass Costa bei ihrem Begräbnis auftauchen und mir Anweisungen überbringen würde, die er mir atemlos in einer stillen Ecke

des Parkplatzes vor dem Friedhof erteilte. Beim Lesen von Iris' Tagebuch solle ich mich vor den Konzernleuten hüten: »Iris wollte, dass du ihr Tagebuch bekommst. Sie wollte, dass unsere Geschichte erzählt wird, damit die Welt versteht, dass es *wirklich* eine Alternative gibt. Aber ich weiß, dass sie dir die eine, strikte Bedingung eingeschärft hat: Von den detaillierten Informationen über meine Technologie, die das Tagebuch enthält, darf nichts in ihre Hände fallen. Sag mir, dass du das verstanden hast!«

Ich versicherte ihm, ich hätte es verstanden. Er blickte mir direkt in die Augen, um sich zu überzeugen, dass ich aufrichtig war. »Wir haben uns all die Jahre geirrt, Yango«, sagte er schließlich. »Wir wussten, dass alles um uns herum zu einer Ware gemacht worden war.

Dass alles, was wir taten und sagten, festgehalten und weiterverkauft wurde. Aber wir wussten *nicht*, dass der Vorgang, alle Informationen zu digitalisieren, uns alle zu Proletariern machte, auch die Bosse. Denk darüber nach, Yango, denk darüber nach.«

Es war schon eine Weile her, dass ich einen solchen Ausbruch abbekommen hatte, aber es schien irgendwie passend. Schließlich hatten wir gerade die größte Wortführerin revolutionärer Politik zu Grabe getragen, die ich jemals gekannt hatte.

»Was heißt es eigentlich, ein Proletarier zu sein?«, fuhr Costa fort und gab gleich selbst die Antwort. »Ich will es dir sagen. Aus bitterer Erfahrung. Es bedeutet, dass du ein Rädchen im Produktionsprozess bist, der auf dem aufbaut, was du tust und denkst, während er dich nicht